

## *V. Erlebnisse aus den Jahren 1945/46 in Hönigern'*

Von Pille Hoffmann

Die letzte Nacht unserer Heimfahrt nach der großen Flucht verbrachten wir in Fürsten-Ellguth. Am kommenden Tag, am 1. Juni, würden wir unser Hönigern erreichen. Wir waren ein typischer Treck: ein Mann, acht Frauen, vier Halbwüchsige und zehn Kinder unter 14 Jahren.

In zwölf Tagen hatten wir mit zwei Pferden vor einem Ackerwagen gegen 600 km zurückgelegt. Am 19. Mai waren wir in Görkau, Kreis Komotau, aufgebrochen und überschritten noch am gleichen Abend im strömenden Gewitterregen die sächsische Grenze, ohne geplündert zu werden. In Freiburg erwirkte meine Mutter einen Ausweis in kyrillischer Schrift. Darauf stand, daß wir unbedingt zum Frühjahrsanbau nach Schlesien müßten. Die kyrillischen Buchstaben wirkten wie ein Wunder. In Dresden wurden wir als einziges Gefährt über die Elbbrücken geleitet. In Görlitz fuhren wir über eine Notbrücke, dann über Lauban (Queiß), Goldberg (Katzbach) nach Striegau. Hier wurde unser Treck registriert und zwar das Haupt jeder Familie, aber mit russifiziertem Namen. Unsere Mutter hieß Hildegard Albrechtowna; Frau Boja: Agnes Josefowna - der Familienname wurde nicht registriert. Auf dem ganzen Weg hatten wir Glück: Niemand in unserem kleinen Treck war gestorben, niemand war verschleppt worden. Wir waren sehr dankbar.

Obwohl wir stundenlang durch das verbrannte Dresden gefahren waren, erschütterte uns die große Zerstörung im schlesischen Land immer neu: Wie sahen die geplünderten Häuser aus! Die Sauerkrautfässer hatte man vollgemacht; Federbetten aufgeschnitten und Sirup reingegossen; halbleer gegessene Einweckgläser hatte man mit Urin aufgefüllt. Und in alle Zimmer hatte man Haufen gesetzt. Niemand wagte

sich in die Felder, um das verwesende Vieh zu begraben, denn Warnschilder wiesen auf Minen hin. Schwärme von Fliegen stiegen vom Aas auf, wir mußten uns oft erbrechen und konnten trotz des Hungers wenig essen. Jeden Abend öffneten wir eine Kartoffelmiete und kochten den Tagesbedarf ab, den wir am nächsten Tag kalt im Gehen aßen.

In Fürsten-Ellguth lebte eine Tochter von unserem Nachbar, Scheurer, Frau Hürdler. Ihr Hof war wie alle anderen Höfe verkommen, beschmutzt. Das fiel uns schwer aufs Herz. Wir hatten gehofft, rechts der Oder würde es besser sein. Nun machten wir uns mit dem Gedanken vertraut, daß auch unsere Häuser in Hönigern so aussehen würden. Nur die Kinder schliefen in dieser Nacht. Im Morgengrauen brachen wir auf. Wir wurden zwischen Hoffnung und Verzweiflung hin und her gerissen.

Seydlitzruh schien nicht zerstört; aber schon Hessenstein, ein kleines Straßendorf, war restlos abgebrannt. Endlich in Saabe bekannte Menschen und - o Freude! - gute Nachrichten: In Hönigern sei herrliches Leben; dort seien alle Kühe aus der Umgebung, dort wäre Arbeit, täglich Suppe und Schutz durch die Russen.

Dann kam der lange Wald zwischen Saabe und Hönigern. Wir konnten es nicht mehr aushalten. Wir begannen zu rennen und standen endlich am Waldrand. Wir atmeten laut und begannen zu lachen und zu weinen. Der Kirchturm schaute aus den hohen Linden, der Brenneischornstein war unversehrt. Also mußten auch unsere Häuser heilgeblieben sein. Bis zum ersten Haus waren es noch mehrere hundert Meter. Dieser Weg war ein einziges Glück.

Aber an diesem ersten Haus stand der alte Herr Stock und sagte Unverständliches: Hoffmann sei abgebrannt und Wasner, überhaupt, in der Siedlung sei viel passiert. Wir konnten es nicht glauben! Vielleicht ist es die Scheune, trösteten wir uns. Dann standen wir am Hoftor. Ein Schilderhaus versperrte den Eingang, über den ganzen Zaun

war ein riesiges Transparent mit der Siegesbotschaft angebracht - unser Hof war russische Kommandantur.

Hinter den hohen Linden sahen wir die Ruine unseres Hauses. Wir waren wie betäubt. Plötzlich Geschrei! Der Russenmajor erschien. Er hob die Mutter auf und warf sie mit aller Gewalt an das Hoftor. Es wurde herumgebrüllt, wir sollten abgeführt werden, dann wurde alles widerrufen. Die Aufregung unter den Russen war groß. Wir verstanden nur ein Wort, das mit großer Befriedigung ausgestoßen wurde: Kapitalisti.

Wir richteten uns im Haus von Frau Klose ein und erwarteten den kommenden Morgen. Unser Schicksal war ganz ungewiß - es war einzig von der Großmut oder der Laune des Majors abhängig. Für die übrigen unseres Trecks gab es Freude und Enttäuschungen. Unter den Volksturmännern, die bereits da waren, befand sich Herr Wasner.

**Am** nächsten Tag war eine Art Appell. Jetzt war der Major ganz gnädig. Er lobte das gute Aussehen unserer Mutter, die wie eine Zigeunerin aussah, sonnenverbrannt, mager, von den Aufregungen entstellt. Er sagte: In Rußland würde sie für diese Kinder viel Geld bekommen. Besonders gefiel ihm der Vorname meiner Schwester Käthe: „Katharina sei ein echt russischer Name!“ Schließlich befahl er, daß wir in die Franzosenbude ziehen sollten. Die Kapitalisten sollten für die Sowjetmacht arbeiten.

In der Franzosenbude, einem alten Haus auf dem Grundstück des Gastwirts Vogt, hatten die französischen Kriegsgefangenen gewohnt, deshalb waren auch die Fenster vergittert. Nur im dritten Raum war eine Ausstiegsmöglichkeit, die wir als erstes vergrößerten. Bettgestelle, Strohsäcke und Wandkästen waren zu einem wirren Haufen vermengt. Man hatte wohl Konserven des Internationalen Roten Kreuzes, Liebesgaben oder ähnliche Schätze vermutet. Das Gerümpel ging bis zu den Hüften, und wir hatten einen ganzen Tag tüchtig zu tun. In dieser wütenden Arbeit entstand so etwas wie gute Laune und Optimismus. Wir lebten und würden alles überstehen. Als erstes organisierten wir uns „Schanzerbetten“, die noch vom Unternehmen Barthold

vorhanden waren. Jeder hatte wieder ein Bett. Wir waren keine Flüchtlinge mehr, sondern Einwohner in unserem Hönigern.

In Hönigern war die Rote Armee kampflos eingezogen. Erst danach wurden ganz systematisch die Post, die Schule, das Pastorat, unser Haus und die Häuser der Gemeindeschwestern, des Fleischers Sämänn und des Bürgermeisters angezündet. An Wasners Haus stand „Feuermeldestelle“ - das roch nach Amt - das Haus wurde angesteckt. Warum alle Gebäude von Scheurer vernichtet wurden, konnte sich niemand erklären. Vielleicht hatte man Fotos der Söhne gefunden, die Soldaten waren. Wer weiß es! Um sechs Uhr Moskauer Zeit, also früh um vier Uhr, ging die Kirchenglocke, und bald versammelten sich alle Arbeitskräfte in unserm Hof. Den Kalfaktor machte ein Herr Smorodinzeff, ein merkwürdiges Männlein, oft besoffen, oft tobend, eine Kreatur der Russen.

Franz wurde zum Schafstall, ich mit den Schwestern Käthe und Hilde zum Küehüten abgestellt. In Hönigern gab es damals wohl 500 Stück Rindvieh. Das Vieh wurde einfach ins Feld getrieben, wo es sich besonders gern an die Kleeschläge heranmachte. Mittags' wurde es an den Mönchteich gebracht. Von drei bis sechs Uhr war der zweite Austrieb. Es gab viel Aufregungen. Oft kalbte Jungvieh, und wir wußten uns nicht zu helfen. Einmal fehlten 18 Kühe. Wir sahen uns schon erschossen. Da kam eine andere Herde mit 18 Stück Überschuß, und wir konnten aufatmen.

In diesen ersten Tagen wurden alle Kartoffelmieten geräumt. Nur auf einem Feld wurden Kartoffeln gesteckt. Alles andere wurde in der Brennerei zu Spiritus verbrannt. Allmählich gelangte in jede Familie eine Flasche mit Spiritus, und wir bekamen im Handumdrehen die Läuse weg. Das war ein großer Trost. Im Bereich der Höniger Siedlung gab es nur drei Kartoffelschläge: ein Feld bei Ludwig, ein Feld bei Scheurer und eines bei der Richter-Marthel. Die Kartoffeln, die im Juni gesteckt wurden,

konnten nur als Futterkartoffeln verwendet werden.

Im Juni/Juli 1945 konnte man noch einigermaßen gut leben. Es gab klares, gesundes Wasser. In jedem Keller lagen Kartoffeln. In den Gärten fand man Meerrettich, Schnittlauch und Maggisträucher. In einigen Kellern gab es sogar noch Kohlen. Manchmal war auch das Sauerkrautfaß rein geblieben. Man entwickelte eine Witterung für Nahrungsmittel und Gebrauchsgegenstände. Wir fanden Wannen, Schüsseln, Töpfe und Eimer. Aus unserer Ruine gruben wir Teller aus, die den Brand überstanden hatten. Ja, der Fleischwolf, den Mutter plötzlich hervorzog, war noch brauchbar.

Im Eckersdorfer Dominium entdeckte man Rübenschnitzel und Viehsalz - Kostbarkeiten. Im Arbeitsdienstlager in Sandvorwerk holten wir Schemel, Tische, Spinde und Drillhzeug sowie die graugrünen Mäntel, die wir aber wieder abgeben mußten. Ich machte Streifzüge bis Dachsberg, Rogelmühle und Hubertus und brachte immer etwas mit.

Auf den Feldern wuchs der Roggen heran - wir hofften, auch ohne Kartoffeln über den Winter zu kommen. Inzwischen mußte sich ja das Leben normalisieren! Diese Zeit konnte ja nur ein Übergang sein! Wir waren voller Lebenskraft, voller Optimismus und Hoffnung. Teile des Dorftrecks trafen ein, darunter unsere geliebten Nachbarn Ott, die ihr „Häusle“ besetzt fanden, ferner Simoski, Wenzel, Menzel, Kornau, Jäschke, Mönch und Gastwirt Vogt. Jeder wurde stürmisch begrüßt. Er war nicht nur ein Nachbar, sondern eine Kraft, die sich gegen Russifizierung oder Polonisierung wehren würde. Die meisten Siedler hatten 1919 in Westpreußen ähnliche Erfahrungen gemacht. Man durfte nur keine Panik aufkommen lassen. Herr Mönch sagte: „In fünf Jahren lachen wir darüber!“ Und auch Frau Wasner wußte Trost: „Der alte Gott lebt noch!“

Mitte Juni ging ich mit meiner Mutter nach Namslau. Die Brandruine des Zollhauses ließ uns das Schlimmste

befürchten - und das traf dann auch ein. Obwohl die Zerstörung alle Vorstellungen übertraf, schöpften wir bei diesem Besuch große Hoffnung. Hier war der gleiche Optimismus, das Gefühl des Nicht-unterkriegen-Lassens: Frau Toebe in Hosen, mit blitzenden Augen wie der Alte Fritz; Liesel Peter, die Straße fegend; Oberstudienrat Pickert als Arbeiter bei den Russen - das war so unglaublich, das mußte ein Übergang sein.

Aber bald merkten wir, wie sich alles seltsam veränderte, nicht in unserm Sinn. Die Zäune verschwanden. Der Unterschied von mein und dein verwischte sich endgültig. Natürlich waren Zaunlatten herrliches Brennholz, aber ihre Entfernung bedeutete mehr. Man benutzte nicht mehr die Straße, sondern Trampelpfade, die durch alle Gärten gingen. In dem hoch wuchernden Unkraut war man unsichtbar - und verschwinden können, wenn es notwendig wurde, das wurde ein Ziel des Lebens. Da wir fast den ganzen Tag hindurch für Lebensmittel sorgten, vor der Arbeit, während der Arbeit, nach der Arbeit, war es wichtig, schnell verschwinden zu können.

Die Melkefrauen trugen zwischen den Brüsten Flaschen, die sie geschickt während des Melkens füllten. In die Innenseiten der Röcke wurden große und kleine Taschen genäht. Ärmel wurden abgebunden, mit Kartoffeln gefüllt, oben zugebunden, und lässig über den Arm geschlenkert, heimgebracht.

Noch war es Hochsommer. Üppig trugen die Johannisbeeren. Besonders bei Scheurer - hinter der Mauer - war man ungestört.

Selbst unsere Mutter wurde bald eine verwegene Organisiererin. Sie stahl unter den Augen der Wache ein Huhn aus unserem Hühnergarten. Die Hühner waren bereits halb verwildert, bäumten nachts in den Holunderbüschen auf. Einmal hatte Mutter im Spritzenhaus Dörrgemüse entdeckt, das noch von den Schanzern dort lagerte. Sie rannte mit einem Kopfkissenbezug los, um den Schatz zu bergen. Auf

dem Rückweg begegnete ihr der Major. Er kontrollierte das Zeug und schnob vor Verachtung, daß wir so was fressen. Einmal kam er in unsere Franzosenbude. Wir machten gerade polnische Klöße. Jeder war beschäftigt. Sieben Mann in voller Tätigkeit. Er stand in der Tür, guckte, grientete breit und sagte: „Fabrik!“

Dieser Russenmajor war das Hauptthema dieser Wochen. Er war untersetzt, breit, vital. Er liebte seine Macht. Er fuhr mit dem Motorrad durchs Dorf. Dabei trug er Turnschuhe, Söckchen, Badehose, Handschuhe, Autobrille und Haarnetz. Niemand lachte bei seinem Anblick. Aber selbst für die Verhältnisse im Sommer 1945 war er zu gewalttätig, zu brutal. Gelegentlich hatte er Humor, aber dieser Humor schlug zu oft ins Schwarze um. Er mißbrauchte seine Macht, und als er nach Stampe, Kreis Oels, versetzt wurde, hieß es: das sei eine Strafversetzung.

Bis zum Ende der Russenzeit, also bis Ende Juli 1945, konnten wir Brot backen. Anfangs wurde bei Kietzmann, später in unserm Hof gemeinsam Suppe gekocht. Wenn eine Kuh einging, gab es manchmal Fleisch. Doch Ende Juli wurde das Vieh in einer riesigen Herde weggetrieben. Wir ständigen Hüter sollten bis Saabe mit. Aber als wir in der Schatuffke, einer Waldwiese bei Saabe, angekommen waren, hieß es: wir müßten bis Rußland. Das war eine verzweifelte Situation! Gegen Abend sind wir alle weggelaufen. Sie schossen hinter uns her. Wir versteckten uns im Korn. Spät in der Nacht kamen wir nach Haus.

Beim Abzug der Russen kam der „menschliche Güterzug“: Mehrere hundert Russen erschienen mit Wägelchen oder anderen fahrbaren Untersätzen und holten das gesamte Getreide und alle anderen Vorräte weg. Für eine Nacht war unser Hof eine Szene aus Asien. Feuerchen brannten, Bohnen wurden abgekocht, Unruhe und flackernder Feuerschein. Und immer wieder eintönig ziehende Klänge: Sie hatten die Orgelpfeifen in der evangelischen Kirche ganz rausgebrochen und machten Musik. Am nächsten Morgen brachen sie auf. Obwohl jeder nur etwa 50 Pfund wegschleppte, wirkten sie wie die Heuschrecken, da es ja

mehrere hundert waren. Es blieb nichts übrig. Nachdem die Russen abgezogen waren, füllte sich das Dorf endgültig mit Polen. Die wenigsten stammten aus Ruthenien und Galizien; sie kamen aus den früheren Grenzgebieten, aus der Gegend von Tschenstochau oder Lodsch. Die prominenteste Polin, die bei Ludwig eingezogen war, stammte aus Warschau und hieß allgemein: die Warschawianka. Die nettesten Polen wohnten auf dem Grundstück von Ott, die schlimmsten bei Heiduck.

Eine richtige Landplage wurde von da an das Gesindel, das heimatlos mit Panjewagen von Ort zu Ort zog und nur klaute. Es war gerissen und hemmungslos. Es tauchte auf und verschwand, ehe die polnische Miliz eingreifen konnte. Die wohnte erst bei Jäschke und zog später in das Haus von Koschig. Dort, genau an der Grenze zwischen Hönigern und Eckersdorf, hatte sie eine gute Übersicht.

Wegen der allgemeinen Unsicherheit - in den Wäldern gab es Partisanen, die einmal bei Simossek in Grünwald einfielen, grundsätzlich zu den Deutschen nett eingestellt waren (es waren wohl zusammengewürfelte Haufen von Ukrainern, Nationalpolen, lettischer SS und versprengter Wehrmacht) - wurde nachts eine Dorfwache gestellt. Zwei Polen, ein Deutscher.

Die Getreideernte setzte ein, und Eckersdorf rückte in den Mittelpunkt. Auf dem großen Dominium gab es nur ein klappriges Pferd. So wurden die großen Schläge allein mit Menschenkraft abgeerntet. Wir banden alles mit der Hand. Schließlich zogen die Frauen den Wagen und die Männer griffen in die Räder. Schober wurden gesetzt, besonders bei Sandvorwerk und bei Rogelmühle. Die Ernte dauerte viele Wochen. Noch im Spätherbst luden wir Roggen. Die Puppen waren umgefallen, die Körner hatten bereits fingerlange Triebe.

Trotz der schweren Arbeit behielten wir guten Mut. Die Bemerkungen der Frau Hübner mit ihrer piepsigen Stimme ernteten wahre Lachsalven. Wir arbeiteten in dieser Zeit bis



zur Erschöpfung. Während der Erntezeit wurde im Hause Schneider für alle Suppe gekocht, auch für die Angehörigen der Arbeitenden. Jeden Tag gab es etwas Brot für die Arbeiter.

Wir bekamen mehr Stoppelblattern als gewöhnlich, erste Zeichen der Unterernährung. Das beste dagegen war Breitwegerich, der über Nacht den Eiter herauszog. Ende August 1945 begannen die typhusartigen Krankheiten. Frau Gastwirt Vogt, eine besonders liebe, mütterliche Frau, starb innerhalb von drei Tagen. Meine Schwester Käthe und mein Bruder Franz mußten sich ins Bett legen. Ich wurde aus der Arbeit geschickt. In ihrer Angst lief meine Mutter nach Namslau um ärztlichen Rat oder Hilfe. Man sagte ihr: „Ihre Kinder können krepieren!“ Wir fanden ein Hausbuch für Krankheiten, das auf Wasserbehandlung eingestellt war. Wir machten Güsse und Wadenwickel. Dann legten sich auch die anderen drei Geschwister ins Bett, so waren in einem Haushalt fünf Schwerkranke. Mutter und ich fühlten uns elend und durch den ewigen Durchfall geschwächt, aber wir konnten gehen.

Die Krankheit hatte bei jedem einen anderen Verlauf. Käthe war geistig völlig wirr, Bärbel hatte wohl eine Darmfistel, sie schrie vor Schmerzen. Ernst hatte Krämpfe und später Lähmungserscheinungen. Hilde lag nur ruhig und schlief. Da entdeckten wir in ihrem Hals den gefährlichen Belag, der bei Typhus auftreten kann (laut Hausbuch!). Hier half nur ein schneller Entschluß. Wir haben eine Zahnbürste in Spiritus getaucht und den Belag abgekratzt, immer wieder. Es war eine Pferdekur, aber vielleicht haben wir Hilde damit gerettet.

Im Dorf wurden oft die kräftigsten Frauen besonders schwer krank. Frau Boja, Frau Biewald erschienen nach ihrer Krankheit wie die Schatten ihrer selbst. Else Mönch bekam zum Typhus eine Gesichtsrose. Unsere Nachbarin, Frau

Simoski, starb, eine stille, tapfere, tüchtige Frau, die Mutter von Hilde und Hanne Binder und Marthel Simoski. Auf ihrem Hof starb auch ein junges Polenmädchen. In Charlottenau starben Herr Szuppa und zwei Kinder. Da die Mutter und die größeren Geschwister auch krank lagen, brachten die acht- und zehnjährigen Kinder den Vater und die Geschwister im Handwagen den weiten Weg zum Friedhof.

Da wir nicht arbeiten durften, gab es auch kein Essen. Abwechselnd lief Mutter oder ich nach Brombeeren. Uns schien, als sei in ihnen viel Heilkraft. Jeden Morgen rief Herr Skorzus oder Frau Boja vom Hoftor aus, wie es ginge. Dann legten sie Brot ab.

In dieser Zeit lebten wir hauptsächlich von Pilzen. Wir nahmen nicht nur Edelpilze, sondern auch Massenpilze wie „Kuhschnuppen“, eine Art Krempling, oder heikle Pilze wie junge Flaschen- und Eierboviste. Die Genesenden aßen unglaubliche Mengen. Wir lasen Ähren, kochten die Körner und drehten sie durch den Fleischwolf. Immer drehte einer die Kaffeemühle für die tägliche Schrottsuppe. Schrot und Kartoffeln waren die tägliche Nahrung. Alle waren aufgeschwemmt, aber schlapp.

Einmal holte mich die Binder-Hanne ab. Zwischen Simmelwitz und Groß-Marchwitz sollte ein Rhabarberfeld sein. Wir fanden es und brachten einen Handwagen voll heim. Wir gossen den sauren Rhabarber über die Pilze und strahlten: Pilzsalat. Jeden Tag holten wir einen ganzen Sack voller Heilkräuter: Schafgarbe, Ackerschachtelhalm, Brombeerblätter, Erikablüten, Weißklee und ähnliches. Den Winter über tranken wir von diesem Tee. Es galt, den gestörten Wasserhaushalt des Körpers in Ordnung zu halten. Äpfel und anderes Obst wurde von den Polen schon halbreif samt Ästen von den Bäumen gerissen. Eines Nachts erschienen Polen aus Bankwitz und räuberten den Kartoffelacker auf dem Feld Ludwig, den die Warschawianka für sich beanspruchte.

In diesem Herbst trugen wir körbewise Holunderbeeren

zusammen. Hier waren Vitamine und Abwechslung in der Kost. Wir bekamen auch in einem Säckchen Sauerteig, damit machten wir die sogenannte Schuursuppe. Die Notrezepte der alten Frauen wurden aus der Erinnerung hervorgeholt und halfen sehr.

Endlich konnten wir wieder arbeiten. Ich hatte sogar eine Woche lang eine besondere Beschäftigung: Ich mußte die Bibliothek des Herrn von Garnier, des Besitzers von Eckersdorf, ordnen. Sie kam anschließend nach Warschau. Wir lernten mit Dreschfliegeln umgehen. Aber das wurde bald als unrentabel eingestellt. Wir haben dann Schober gedroschen, das war wohl im November. In den unteren Lagen wimmelte es von Mäusen!

Mäuse lebten in diesem Jahr des Ungeziefers zu Tausenden in den verkommenen Feldern. Mit ihnen hatten sich die Raubvögel vermehrt. Wo früher ein Bussard seine Kreise zog, da rüttelten jetzt acht bis zwölf Falken, und mehrere Bussarde kreisten über den Feldern. Auch in der Franzosenbude wimmelte es vor Mäusen, die unerhört frech wurden. Da lieh uns jemand eine Falle, und in einer Nacht fing mein Bruder neunzehn Mäuse. Die Fliegenplage ging mit den ersten Nachtfrösten zu Ende.

In der Franzosenbude mit den modrigen, feuchten Wänden konnten wir den Winter nicht überstehen. Aber unsere Mutter erreichte es, daß wir in eine Arbeiterwohnung in unserm Hof, in die Biewald-Wohnung, ziehen durften. Das langgestreckte Haus mit drei Wohnungen, dem Schweinestall, der Garage und der Geschirrkammer sollte ursprünglich auch abgebrannt werden. In der Biewald-Wohnung war Feuer gelegt worden, das aber keinen Zug fand. Nachdem wir die Räume mehrmals geweißt hatten, waren die Wände gelb, aber es roch keimfrei und so gesund, und wir waren wieder auf unserem Hof, fühlten uns sofort freier. Das war Mitte November 1945.

In diesem Spätherbst hörte der Strom der zurückkehrenden deutschen Soldaten oder Zivilisten auf; öfter hörten wir, daß Bekannte in den „Westen“ gegangen seien.

Der schlimme Winter des Jahres 1945 zwang uns alle, nur ein Ziel vor Augen zu haben: überleben - im Frühjahr würde alles leichter sein.

Ab 7. Dezember gab es drei Tage lang heftige Schneestürme und ziemliche Verwehungen. Wir arbeiteten in Sandvorwerk, kloppten Flachs. Ich weiß es noch genau, wie wir durch den Schnee stapften, gebeugt und frierend. Längst hatte ich keine Lederschuhe oder Socken mehr. Ich trug Holzschuhe und Fußlappen und die grünen Hosen der russischen Kriegsgefangenen. Manche Frauen hatten Zuckersäcke aufgeriffelt, in die ein Wollfaden eingewirkt war. Daraus hatten sie sich Jacken gestrickt. Schon gegen vier Uhr nachmittags wurde Schluß gemacht. Im Dunkeln kamen wir heim. Es gab noch kein elektrisches Licht. Eine Ölfunzel schwelte mehr, als daß sie brannte. Um sechs lagen wir alle im Bett. Dieses stundenlange Liegen hat uns viel Kraft erhalten.

Mein Bruder Franz arbeitete mit Rudi Jäschke und Herbert Kornau im Wald. Er brachte nicht nur täglich Holz, nein, er verdiente die ersten Zloty: Wir konnten Streichhölzer, Salz, Öl und Kernseife kaufen.

Dann brachte man zehn Fohlen in unseren Stall, weil auf dem Heuboden noch große Vorräte waren. Ich wurde Nachtwächter. Wir Deutschen mußten polnische Fohlen bewachen, damit sie nicht von Russen geklaut und verhöckert wurden. Mein neuer Dienst ging entweder von nachmittags bis Mitternacht oder von Mitternacht bis morgens um acht Uhr. Der Rest des Tages war frei.

Das war eine gute Sache: Ich dehnte meine Streifzüge bis Dammer aus und fand ein Feld mit Resten von Markstammkohl. Mein Bruder erschlug ein angeschossenes Reh. Wir aßen es; aber wir waren froh, als es alle war und uns kein Pole erwischt hatte. Zu Weihnachten überraschte ich meine Familie mit einem Kohlenkasten voll mit Kohle und einem Rucksack voll Markstammkohl. Wir lachten und sangen - es war ein schönes Weihnachten. Hatten wir uns zu Weihnachten alle sehr zusammengenommen, so war Silvester

ein Abend voll Schwermut und Sorge.

Am 10. Januar, an Hildchens Geburtstag, gab es plötzlich ein großes Geschrei. Alles umarmte sich, man weinte, winkte und rief sich zu: Der Amerikaner sei in Namslau - unsere Leidenszeit sei vorbei. Und siehe, überall fand sich eine versteckte Flasche mit Spiritus, und in der heißen Erregung waren wir schnell betrunken. Wir hatten durchgehalten und glaubten, belohnt worden zu sein. Eine Nacht lang machten wir große Pläne. Die Ernüchterung am nächsten Tag war furchtbar. Polen hatten sich mit uns einen Scherz gemacht.

Ende Januar hatten wir keine Kartoffeln mehr. Da ging meine Mutter zur gefürchteten Warschawianka. Sie lehnte es zweimal ab, Kartoffeln zu verkaufen. Aber am Abend schickte ihr Mann, der Chef, zwei Zentner Kartoffeln herüber. Er nahm auch keine Bezahlung. Dafür sollte ich im Monat März auf ihrem Hof arbeiten. Dieser März war am Anfang und in den letzten Tagen sonnig und warm. Das gab uns viel Hoffnung. Die erste Schafgarbe kam heraus, Giersch, Brennessel und Melden: Wir hatten die entbehrten Vitamine. Die Mutter und der jüngste Bruder hatten bereits schlimme Hungerödeme. Am 1. April regelte sich die Arbeit noch einmal neu. Hönigern wurde als Arbeitsplatz für Deutsche aufgegeben. Alles konzentrierte sich auf Eckersdorf. Die Gärtnerei wurde in Betrieb genommen und der Anbau hunderter Tomatenpflanzungen vorbereitet. Es bekam alles den Anschein einer echten Ordnung, es sollten sogar Zloty gezahlt werden.

Aber eine große Unruhe war unter den Deutschen ausgebrochen: Wachtmeister Juppe, ein Gegner der Nazis, ein aufrechter Katholik und gerecht denkender Mann, wurde verhaftet und starb. Herr Simossek wurde verhaftet, kam aber bald zurück. Er schwieg über seine Erlebnisse. Das waren zwei klare Fälle von Denunziation. Wer würde der nächste sein?

Inzwischen gab es elektrischen Strom. Man erfuhr von

Potsdam und der Aussiedlung, die im Riesengebirge und in Breslau begann.

Anfang Mai, an einem Sonntag, war im Saaber Wald eine große Treibjagd. Deutsche Bewohner aus Seydlitzruh, Marchwitz, Simmelwitz, Saabe, Eckersdorf und Hönigern waren als Treiber mit Lastwagen herangebracht worden. Eine Treibjagd im Mai! Aus Namslau waren elegante Polen erschienen, Sonntagsjäger. Über hundert Treiber durchkämmten den Wald. Wildschweine brachen durch, Hirsche, Rehe - aber es wurde an einem langen Tag nur ein Fuchs geschossen. Wir fanden erstmals mehrere in Schlingen erwürgte Tiere. Am Spätnachmittag verschwanden wir alle seitwärts in den Büschen. Jeder brachte einen Arm voll Waldmeister mit, denn etwas mußte ja aus allem herausspringen.

Gerade solch eine unsinnige Handlung wie jene Treibjagd im Mai gab denjenigen Stimmen Nachdruck, die da sagten: In einem Land, das einem gehört, benimmt man sich nicht so. Sie werden alles aussaugen und dann wieder weggehen. So hatten wir auch im Herbst gedacht, als die Polen das unreife Obst gleich mit den Ästen von den Bäumen rissen. Aber wir waren inzwischen skeptisch geworden und sahen es mit Bitterkeit.

Am 10. Mai wurden wir gewarnt: Franz und ich stünden auf einer schwarzen Liste. Wir versetzten unsere eiserne Reserve, eine Platinkette, in Namslau. Am 18. Mai brachen wir aus Hönigern auf. Franz und ich gingen zu Fuß nach Kohlfurt, Mutter mit Ernst und den Mädchen fuhren im Zug. Beide Gruppen waren vier Tage unterwegs. Von Kohlfurt fuhren wir im Transport nach Niedersachsen.